Der Deutsche Krieg

Neunundfünfzigstes Heft

Moeller van den Bruck:

Belgier und Balten

Politische Flugschriften

Herausgegeben von Ernst Jäckh

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart — Berlin

50 Pfg.

4

Der Deutsche Krieg

Herausgegeben von Ernst Jäckh

46-60.

Der Deutsche Krieg

Politische Flugschriften. Herausgegeben von Ernst Jäckh

Preis jedes Heftes 50 Pfennig

Bisher sind erschienen:

1. **Paul Rohrbach**, Warum es der Deutsche Krieg ist!
2. **Friedrich Naumann**, Deutschland und Frankreich
3. Prof. Dr. **C. H. Becker**, Deutschland und der Islam
4. **Gottfried Traub**, Der Krieg und die Seele
5. **M. Erzberger**, M. d. R., Die Mobilmachung
6. Prof. Dr. **H. Oncken**, Deutschlands Weltkrieg u. die Deutschamerikaner
7. **Axel Schmidt**, Die russische Sphinx
8. Geheimrat Prof. Dr. **Rudolf Eucken**, Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes
9. Prof. Dr. **Gustav Roloff**, Deutschland und Rußland im Widerstreit seit 200 Jahren
10. Oberfinanzrat Prof. Dr. **Hermann Losch**, Englands Schwäche und Deutschlands Stärke
11. Dr. **Paul Nathan**, Die Enttäuschungen unserer Gegner
12. Geheimrat Prof. Dr. **O. Binswanger**, Die seelischen Wirkungen des Krieges
13. Dr. **Carl Anton Schäfer**, Deutsch-türkische Freundschaft
14. Dr. Fritz **Wertheimer**, Deutschland und Ostasien
15. Dr. **Gertrud Bäumer**, Der Krieg und die Frau
16. **Graf Ernst zu Reventlow**, England, der Feind
17. Prof. **Friedrich Lienhard**, Das deutsche Elsaß
18. Prof. Dr. **Arnold Oskar Meyer**, Worin liegt Englands Schuld?
19. Geheimrat Prof. Dr. **Erich Marcks**, Wo stehen wir?
20. Prof. Dr. **Gustav E. Pazaurek**, Patriotismus, Kunst u. Kunsthandwerk
21. Prof. Dr. **G. Kampffmeyer**, Nordwestafrika und Deutschland
22. **Richard Charmatz**, Österreich-Ungarns Erwachen
23. Dr. **Alfons Paquet**, Nach Osten!
24. Dr. **Ernst Jäckh**, Die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft
25. **Anton Fendrich**, Der Krieg und die Sozialdemokratie
26. Dr. **Hugo Böttger**, M. d. R., Das Geld im Kriege
27. **Leonore Niessen-Deiters**, Krieg, Auslanddeutschtum und Presse
28. Prof. Dr. **Arthur Binz**, Die chemische Industrie und der Krieg
29. Prof. D. **Martin Rade**, Dieser Krieg und das Christentum

30./31. Dr. **Norbert Stern**, Die Weltpolitik der Weltmode

32. Geheimrat Prof. **G. v. Schulze-Gaevernitz**, M. d. R., Freie Meere!
33. Dr. **Eugen Lewicky**, Die Ukraine, der Lebensnerv Rußlands
34. Prof. Dr. **R. F. Kaindl**, Deutsche Siedlung im Osten
35. Dr. **Richard Hennig**, Der Kampf um den Suezkanal

Fortsetzung auf der 3. Umschlagseite!

Der Deutsche Krieg

Politische Flugschriften

Herausgegeben von

Ernst Jäckh

Neunundfünfzigstes Heft

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1915

Belgier und Balten

Von

Moeller van den Bruck

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1915

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

I.

Große Gegensätze halten ein Volk aufrecht. Darin gleichen Leben und Geschichte einander vollkommen: Einheit, die aufhört, Ziel zu sein, vielmehr Zustand wird, ist das Verderben der Menschen.

Ein Volk muß Probleme haben, die es beschäftigen, einen Umlauf des Blutes und der geistigen, wirtschaftlichen und ausdehnungspolitischen Entwicklung, die durch ihn in immer weiteren Kreisungen ausholt, immer wieder Möglichkeiten öffnet, immer wieder vor neue Notwendigkeiten stellt: und nichts dürfen wir einer Nation weniger wünschen, als daß ihr von Natur oder Geschichte alles geschenkt werde.

Nur solche Völker haben die Geschichte gemacht und sind in Langlebigkeit mächtig geworden und groß geblieben, die schwer um ihr Dasein zu kämpfen hatten, und die sich alles, sehr oft sogar die Natur selbst, ihr Land und ihre Landschaft, Heimatgefühl, Lebensbedingung und Rassenzusammensetzung, erst erwerben mußten.

Deshalb war unser deutscher Dualismus, der so tief in unserem Wesen liegt, daß er uns zu dem eigentlich dualistischen und deshalb zentralen, aus Doppelseitigkeit allseitigen Volke der Erde gemacht hat, nicht etwa unsere Schwäche, wie man oft meint, sondern unsere Kraft, ohne die wir uns niemals in diesem festen und fruchtbaren mitteleuropäischen Wachstum hätten erhalten können.

Es war bereits Kraft, daß wir am Anfang unserer Geschichte den Gegensatz von Barbaren, die wir waren, und von Kultur, in die wir gerieten, schöpferisch auf uns nahmen und ihn so durchhielten, daß schließlich der Barbar der Kulturträger im römischen Weltreiche wurde; es war weiter unsere Kraft, daß wir, als wir vor der Wahl standen, wohin wir die Schwere unserer Rasse und Politik verlegen sollten, ans Mittelmeer oder an die Nordsee, uns zunächst für beide entschieden und den

ghibellinischen wie den welfischen Gedanken ideengeschichtlich in die Menschheit trugen; und es wurde nochmals unsere Kraft, daß wir, als der Weltmonismus des Papsttums zerfiel, ihn durch das Individualbekenntnis zum Protestantismus ersetzten, der dann wieder die Grundlage der deutschen Selbsterkenntnis wurde, die wir deutsche Philosophie nennen.

Wir schufen uns durch diese Widersprüche und Gegensätze, in denen wir uns bewegten und in die wir uns freiwillig begaben, wohl Gefahren, die andere Völker von ausgeglichener und scheinbar glücklicherer Entwicklung überhaupt nicht kennen lernten; wir nahmen wohl auch Konflikte auf uns, wie zuletzt noch den preußisch-österreichischen, die uns hinterher als Umweg erscheinen; und doch waren sie alle, als Übergang, nicht nur notwendig, damit höhere Einheit entstehen konnte, sondern gerade sie waren es, die unsere Geschichte so dicht und wuchtig machten, so schwer an Gestalten und Geschehnissen, waren der enthusiastische Zweck, den wir unserem Dasein setzten.

Heute ist unsere Kraft, nicht unsere Schwäche, daß wir norddeutsch und daß wir süddeutsch sind; daß wir katholisch sind und protestantisch; agrarisch und industriell; westelbisch und ostelbisch; altfränkisch in der Provinz und pionierhaft in den Großstädten oder an den sonstigen Entwicklungszentren; geistig ein Volk der Individualisierung und Spezialisierung und sozial ein Volk der Organisation und der Masse; ja daß wir in unseren politischen, ethischen und sonstigen Parteien, überall dort, wo Völker ihre Gegensätze laut auszurufen und öffentlich für sie zu werben pflegen, die Teilung der Meinungen am weitesten treiben, ins beinahe Chaotisch-Groteske, und ungefähr genau so viele Standpunkte persönlich einnehmen, wie sie unseren an sich schon reichlich verwickelten Verhältnissen sachlich entsprechen.

Die Vielheit aller dieser Beziehungen, die sich untereinander noch mannigfach kreuzen, wäre eine Gefahr, wenn sie sich nicht von selbst ordnete und auf der Ebene eines in allen Teilen vollkommen geschlossenen Willens der Nation läge, des heftigen aber zähen Aufstiegs, in dem sie sich befand, als der Krieg ausbrach: statt dessen zeigt sich nun, wie gerade in ihr eher unsere Rettung liegt, Aufspeicherung und Verteilung zugleich, und wie die Gegensätze, die wir mitführen, sehr oft nur die Vorbedingung ihres eigenen Ausgleichs im Austausch sind.

Ebenso werden nach dem Kriege die Ergebnisse desselben ohne weiteres mit sich bringen, daß wir abermals neue Dualismen in unseren Volkskörper, in unser Staatengebilde, in unsere mitteleuropäischen Geisteszusammenhänge aufnehmen müssen, die uns gleichwohl in unseren abermals erweiterten Verhältnissen nur reicher machen, ja durch die wir erst Klarheit über sie und Gleichgewicht in ihnen erlangen werden.

Schon deshalb sollen wir vor diesen Dualismen nicht ausbiegen, sondern sollen ihnen entgegengehen, sollen sie nicht als eine Last und mit Unlust, sondern mit Ernst und in Entschlossenheit übernehmen: als ein Volk für Probleme, das wir sind, und das ganz genau weiß, wie doch Zufallsgeschenke und Glücksumstände ohne Dauer im Leben der Völker bleiben, und wie nur das Selbsterrungene und Schwererrungene, und wäre es das Tragischerrungene, in der Weltgeschichte zählt.

Diese neuen Dualismen sind keine politischen Probleme, oder sind es doch nur mittelbar: sie haben vielmehr durchweg schon vor dem Kriege bestanden, sind uns durch den Krieg nur vor die Aufmerksamkeit und in das Bewußtsein gerückt worden, und werden nach dem Kriege allerdings auch eine Lösung verlangen, die der neuen, durch ihn geschaffenen Staatenordnung entspricht, ihr jedenfalls nicht widerspricht.

Aber an sich sind es Probleme von Menschen und Völkern, deren Problematik zunächst auf ihrem bloßen Dasein beruht: von Grenzländern, die zu uns gehören, und doch wieder nicht, und mit denen wir durch den Krieg in eine noch engere Berührung gekommen sind: der Himmels- und Wirtschaftsstriche, die man dort bewohnt; des Lebens, das man führt; des Glaubens, den man hat; der Sprache, die man spricht; der Rasse, der man angehört.

Politisch ergeben sie sich aus dem Umstande, daß wir im Reiche als Nation an zwei Meeren, an der Nordsee und an der Ostsee, beteiligt sind, von denen jede ihr besonderes Recht will, jede auch ihre besondere Lebensbedingung besitzt und die doch beide dem gemeinsamen großen Hinterlande des Deutschtums, von dem sie selber an ihren Küsten in mehr oder weniger großer Nähe abhängen, irgendwie zu dienen haben.

Wir haben auch noch andere Aufgaben: rund um unsere Grenzen ziehen sie sich oder schließen sich an diese; Probleme

Österreichs; des Slawentums; der Türkei; imperialistisch-koloniale Aufgaben; von Inland bis Übersee.

Aber keine Probleme sind unserem Volkskörper so zugeteilt, als Glieder von ihm, die wir bei jeder Bewegung mitempfinden, sind so nahe an unseren Schultern gelegen, auf der gleichen Achse, einander selber Ergänzung mehr noch als Gegensatz, wie die, welche vom Belgikum bis zum Baltikum reichen: hier schon durch die alte Kultur verbunden, die von Brügge bis Reval reicht, und heute durch den Krieg zu einer neuen Bedeutung erhoben, die rassenpsychologisch und nationalökonomisch, aber auch ganz allgemein deutschgeschichtlich und geistesgeschichtlich ist.

II.

> Die öffentliche Meinung von Belgien und Deutschland hat jetzt reines Feld und Verständnis gefunden, das zu erhalten leicht sein wird. Es ist sogar glaublich, daß im Fortgang der Zeit zahlreiche Keime aus diesem Vertrag sich entwickeln werden, die man jetzt gar nicht ahnt oder deren Hoffnung für allzu illusorisch gilt. Nach den Meeren zu geht offenbar der jetzige Drang des Völkerlebens. Sollen wir Deutsche da mit einstehen — wo ist dann anders unsere Zukunft, als in der Wiederauflebung jener großen Vergangenheit, in welcher die batavische Küste zum Reich gehörte und die Nordsee den rechten Namen, den sie unter den Engländern noch heute trägt, den Namen des „Deutschen Ozeans“ hatte?
>
> Meyers Konversationslexikon vom Jahre 1845.

In diesem Kriege kämpfen die Völker für die großen geschichtlichen Zusammenhänge, in denen sie stehen, für die Rasse, der sie angehören, für die Kultur, die sie vertreten: sie kämpfen für ihre Werbekraft.

Anwartschaft steht wider Anwartschaft: hier wird eine alte Bildung verteidigt, dort drängt ein junger Wille vor: hier suchen die einen sich in dem Besitze einer nachlebenden Überlieferung zu behaupten, dort fordern andere den Raum für ihre werdende Werkarbeit.

So geistig ist auch dieser Krieg wieder, den wir einen materialistischen schelten, daß es sich in ihm nicht nur um den Sieg bestimmter wirtschaftlicher Strebungen, sondern vor allem um die Vorherrschaft gewisser ethnologischer und ideologischer Zusammenhänge handelt, die in den einzelnen Nationen ihre Vorkämpfer haben.

Wir verspüren dieses geistespolitische Wesen des Weltkrieges am heftigsten dort, wo die beiden großen europäischen Kulturgegensätze und Rassenunterschiede, die germanischen und die romanischen, sich am härtesten stoßen, am dichtesten reiben, und wo zwei Flüsse dem einen Bereiche enteilen, um in dem anderen zu münden: zwischen Schelde und Maas.

Belgien ist das Musterbeispiel für die dualistische Scheidung, von der die Romanen nicht mit Unrecht behaupten, daß sie erst durch die Germanen in die Welt gekommen sei. Und doch hat ihnen schon Gobineau gesagt, daß gerade durch diesen Dualismus Europa, wie vordem Hellas, erst fruchtbar und das Romanentum selbst, das als Keltentum ohnmächtig und gleichgültig war, durch Germanisierung erst tüchtig und wichtig geworden ist.

Nach Belgien hinein setzte sich dieser Dualismus von Deutschland aus am unmittelbarsten fort und erfuhr hier, auf vorgeschobenem Rasseboden, wie dies im Wesen des Deutschen und des Dualistischen nun einmal liegt, eine weitere Spaltung, die das Land schließlich in zwei Hälften, die flämische und die wallonische, schied, in denen im Verlaufe der Jahrhunderte zuerst die germanische, dann aber die romanische Welt an Ansehen, Einfluß, Übergewicht gewann.

Heute, an einer Wende, da die belgische Regierung sich für Frankreich entschied, das belgische Land dagegen alsbald unter Deutschland geriet, scheint Belgien zunächst nur ein Opfer der ewigen Gegensätzlichkeit des Germanischen und Romanischen zu sein, und mußte doch dieses Opfer notwendig werden, weil das Problem der wahren blutlichen und geistigen Zugehörigkeit und zukünftigen Bestimmung Belgiens viel zu verwirrt ist, als daß es je durch ein freies Übereinkommen von Menschen und nicht vielmehr nur durch scharfe Machtentscheidung des Schicksals gelöst werden könnte.

Gleichwohl handelt es sich auch jetzt nicht so sehr um Politik, als um die Ideen, die hinter der Politik wirken: handelt es sich gerade für Belgien in diesem Kriege und nach diesem Kriege nicht so sehr um Landesgrenzen, die etwa neu gezogen werden: eher schon um die Sprachgrenzen, um die Werbekraft der Rasse, die sich an der Sprachverbreitung nun einmal am leichtesten ablesen läßt; vor allem aber um die Geistesgrenze, um die Werbekraft, die germanische oder romanische Kultur in dem umstrittenen Lande künftig ausüben wird.

Auch England ist an den belgischen Problemen beteiligt: aber diese Beteiligung ist nun allerdings ausschließlich politisch.

Solange Frankreich der Festlandsfeind Englands war, blieben die flämischen Länder von englischen Eingriffen verschont: nur Calais, auf französischem Boden, war umkämpft; Ypern wurde

einmal von den Engländern belagert; Tournai wurde vorübergehend englische Festung.

Aber sonst blieben die Franzosen auf der einen Seite und Deutsche, Spanier, Österreicher auf der anderen Seite die Bewerber um Flandern: politisch war Belgien kein rechter Fuß- und Angriffspunkt für England wider Frankreich; und auch kulturell zeigt höchstens der breite Tudorbogen, der sich hier in die niederdeutsche Renaissance schob, die Nähe der beiden Länder Belgien und England an.

Das änderte sich politisch, sobald Frankreich als Großmacht zurück- und Deutschland hervortrat: da erst wurde Belgien in seiner Zwischenlage für England wichtig; da gab es den Streit um die Vlissinger Befestigung, und das englische Wort konnte fallen, daß nicht die Küste des Kanals, sondern eigentlich erst die Maas die wahre englische Ostgrenze sei.

Heute, in der Lage, die der Krieg geschaffen hat, stoßen denn auch in Belgien politisch gar nicht so sehr Frankreich und Deutschland, als vielmehr England und Deutschland zusammen — und nur kulturell wie rassig bleibt hier der alte romanisch-germanische Gegensatz bestehen, den England den Franzosen in ihrer Abhängigkeit zu verteidigen gestattet, weil er ihm selbst gleichgültig ist.

Für englische Kultur kämpft England nicht mehr, seitdem die, welche es einmal besaß, seitdem Shakespeare, das witzigkräftige Leben, das ihm einst die Fülle gab, dieses elisabethische Zeitalter, das wir mit Falstaff, aber auch mit Defoe und Sir Walter Raleigh aus seiner Geschichte lieben, gar nicht ihm selber mehr angehört, vielmehr von Deutschen verwaltet wird; und auch für Rasse kämpft England nicht mehr, seitdem es die seine verraten hat.

England kämpft heute nur noch für sein hageres Ich, für die Vorherrschaft seiner Seegeltung und die Möglichkeit, durch dieselbe unter allen Umständen mehr einnehmen zu können, als es selbst auszugeben braucht; kämpft für das großbürgerliche Ideal von gutgekleideten Menschen, die sich auf der Erde einzurichten verstehen und nur den einen Rechenfehler begehen, der ethisch und der psychologisch ist: nicht zu sehen und nicht zu wissen, daß man in der Welt zwar Ware mit Gewinn einhandeln kann, daß man aber, wenn man Menschen gewinnen will, mehr bieten muß, als man von den Menschen empfängt: daß man die Kraft zu

dem Überschwange haben muß, von seinem Ich zu verschwenden: daß man Werte besitzen muß, die dieses Ich bilden.

Die Werbekraft durch praktisch-zivilisatorische oder steril-ästhetische Dinge, die einzigen Werte, die England im 19. Jahrhundert hervorbrachte, ist freilich noch immer groß in der Welt, und am größten dort, wo die Völker sich selbst am wenigsten zutrauen, oder aber glauben, wie auch wir dies eine Zeit hindurch glaubten, daß man, um zu ihnen zu gelangen, unbedingt den englischen Weg gehen müsse; und doch sind diese Werte, von Eisenbahn und Dampfschiff bis zu Buckle und Darwin, längst europäische Selbstverständlichkeit geworden, längst weiterentwickelt, längst weitergedacht; oder aber sie ließen sich anpassen und einpassen wie Sport und Hygiene; oder sie wurden durchschaut und abgelehnt wie Präraffaelitentum, Insanity-Moral, Oskar Wilde; während um den Rest, der bleibt, um die Vorbildlichkeit der seemännischen, staatsmännischen und übrigens auch gesellschaftlichen Stellung, der wir unsere preußisch-deutsche entgegensetzen, jetzt gekämpft wird.

Doch gerade in Belgien, das England am nächsten liegt, ist die zivilisatorische Werbekraft moderner Dinge in britischer Form am schwächsten gewesen; während einiger Jahre schien wohl, als sollte die bleiche und blutlose Stilisierung der britischen Kunstgewerbler sich in einer belgisch-arabesken Neugotik fortsetzen — aber dann war das moderne Leben selbst, auf das man dieses moderne Ornament bezog, auch in Belgien mächtiger und sorgte dafür, daß das Land sich immer in einer gewissen Selbständigkeit erhielt, in einer europäischen Mittelstellung, die es weit eher auf Frankreich und auf Deutschland, seine Hinterlande, verwies.

Zivilisatorisch hat sich denn auch das moderne Belgien, wie es vor dem Kriege lebte und arbeitete, in diesen doppelten Einfluß geteilt, der ein ganz natürlicher Einfluß war: Brüssel wurde geistig mehr und mehr eine französische, Antwerpen dafür wirtschaftlich eine deutsche Stadt, und der Belgier selbst, der sich in diese Zusammenhänge gestellt sah, in denen parisisches, aber auch rheinisches Wesen weiterwirkte, nahm von beiden fremden Arten Wesentliches an: wurde vor allem, was der Franzose nie, der Deutsche immer ist, zum Unternehmer und verband nur die Unternehmung, die in Deutschland auf Kraft und Augenmaß und Tatsachensinn beruht, mit der spielenden Beweglichkeit und gläubigen Glücksberechnung, die den romanischen Spekulanten, der so leicht etwas vom Croupier

hat, von dem westfälischen Großindustriellen oder dem hanseatischen Großkaufmann unterscheidet.

Dieses belgische Unternehmertum, das in manchen begleitenden Geschäfts- wie Lebensgewohnheiten, nicht vom Volke aus, doch als Gesellschaft, mehr und mehr dem Französischen zuneigte, und wäre es auch nur dem Lokalehrgeiz, aus Brüssel ein anderes Paris zu machen, wurde dann noch besonders durch die romanische Kultur bestätigt, deren sich die französische Werbekraft unversehens auch zu politischen Zwecken bediente und die man in Belgien mit wachsendem Entzücken aufnahm.

Zwar ist die lateinische Klassizität, auf die sich das romanische Element in allen Ländern zu berufen pflegt, in ihrer lebendigen Geltung und geistigen Einheit immer fragwürdiger geworden: die romanische Rasse, auf die sich diese lateinische Klassizität stützen ließe, gibt es, nachdem einmal Germanen, Sarazenen, Levantiner über die mittelländischen Länder gekommen, Kelten und Punier in ihnen wieder durchgeschlagen sind, in Einheit, geschweige denn in Reinheit nicht mehr, ist vielmehr in eine ganze Reihe von Nationalitäten aufgeteilt, hat sich um mindestens zwei Zentren, Rom und Paris, gruppiert; und ebensowenig gibt es eine Kultur, die diese Reinheit und Einheit wenigstens geistig erhalten hätte; vielmehr kann man sich unter der nationalistischen Aufmachung, die sich heute auf lateinische Klassizität beruft, je nach Geburt, Neigung und Parteistellung Italienisches oder Französisches, Heidnisches oder Christliches, Reaktionäres oder Revolutionäres vorstellen; römische Skepsis, auch wohl ein Anflug von Stoa, mischt sich darin mit patriotisch-terroristischem und karbonarihaft-anarchistischem Fanatismus; Vergil und Machiavell, Boileau und die Marseillaise teilen sich in die Herrschaft über die Instinkte mehr als die Ideen; den einen scheint die katholische Kirche sehr, den anderen gar nicht hineinzupassen; Voltaire soll sich mit Pascal und womöglich mit Bossuet versöhnen; Freimaurer verherrlichen die Jungfrau von Orleans — und zusammengehalten werden diese Widersprüche schließlich nur durch den Haß, in dem sich die romanischen Völker und Menschen gegen Deutschland zusammengefunden haben, als den Vertreter des anderen, des germanischen Prinzips, das dem romanischen seit zweitausend Jahren geistig, was man ertrug, und nun auch politisch, was man nicht erträgt, die Weltvorherrschaft streitig macht.

Aber Tatsache ist, daß die romanischen Nationen im Namen der lateinischen Klassizität diesen Krieg führen: daß sie durch den Sieg auf dem Schlachtfelde, an dem sie nicht zweifeln, wie Kinder, Neger und Südländer nie an dem zweifeln, was sie wünschen, ihr auch den endgültigen Sieg unter den Geistern zu erringen hoffen; Tatsache ferner, daß namentlich Frankreich keine bessere Werbekraft für sich empfing und empfängt als die, welche in der Möglichkeit liegt, sich auf die lateinische Klassizität zu berufen, und ihre beste Werbekraft dort, wo diese Klassizität am weitesten von ihrem mediterranen Ursprung entfernt und am höchsten an nordisches Gestade vorgestoßen ist: in diesem selben Belgien, dessen Menschen sich schon immer in eine doppelte Rassenabstammung wie Sprachzugehörigkeit teilten und dessen Erde heute der Schauplatz der letzten und größten Auseinandersetzung von Romanentum und Germanentum geworden ist.

Auch Belgien selbst besaß einmal eine Werbekraft. Das war nicht nur damals, als deutsche Kaiser wie fränkische Könige von dem Lande Chlodewegs und Merovegs ausgingen und der ganze Nordosten des heutigen Frankreich in die herrliche Hand, Gewalt und Gestaltung kam, deren fürstlicher Stil germanisch war, obwohl wir ihn romanisch nennen. Das war auch später noch so, als die Teilung der größeren Reiche längst geschehen, als höchstens die flüchtig-großartige Schöpfung von Burgund sich einmal bis an die Nordsee vorschob, sonst aber hier oben, im freien flandrischen Winkel, an dem Hofe der flandrischen Großen, in Gent und in den reichen Handels- und Seestädten, deren reichste die lebendige Weltstadt Brügge war, unter dem mächtigen Wahrzeichen der mächtigsten Belfriede eine eigene Kultur von einer geschlossenen Fülle aufwuchs, die zuzeiten — und die Zeiten waren Jahrhunderte — weit über diejenige des von England geplagten Frankreich und des nach Italien abgewendeten Deutschland hinausging.

Gleichwohl stand diese Kultur mit in den weiten Zusammenhängen der deutschen, war ein Teil und eine Sonderbildung von ihr: die gleiche Rasse hatte sie geschaffen; die französischen Einflüsse, die damals aus Nachbarschaft, nicht aus Werbekraft in sie hineinspielten, waren so gering wie später die spanischen, die durch Vergewaltigung eindrangen; ja die flämische Kultur beruhte ursprünglich auf der deutschen Kultur; selbst die flämische Musik kam aus den germanischen Klosterschulen; und Mystik und Malerei

waren in Köln früher als in Utrecht und Lüttich; Meister Eckehart und Meister Wilhelm waren früher als Jan Ruysbroek und Jan van Eyck.

Nur daß die dichte und volle Bewegung im räumlich eingeengten, doch geistig gesteigerten Leben der flandrischen Heimat die flandrische Kultur ganz anders als die deutsche, die immer unter der Zerrissenheit des Vaterlandes zu leiden hatte, zu einer Entwicklung ihrer Formen und zu einem Ansehen draußen in der Welt brachte!

Die Gunst der politischen Verhältnisse war hier größer, die man sich bei allen Wirren im bürgerlichen Innern nach außen hin erworben hatte, seitdem man sich in der Sporenschlacht der Franzosen erwehrt, wie später in den Geusenkämpfen der Spanier; und größer war auch die Gunst der wirtschaftlichen Verhältnisse, die den Welthandel in die Häfen von Brügge, hernach Antwerpen leitete und sogar dem bäuerlichen Bevölkerungsüberschuß Flanderns noch gestattete, mehr als derjenige eines jeden anderen deutschen Volksstammes durch seine Ostfahrer zur Kolonisierung der fernen Elb- und Slawenlande beizutragen.

So kam es, daß man die Flämlinge vor allen sonstigen Deutschen auch außerhalb Deutschlands kannte, überall, wo flämische Schiffe anlegten, von Nowgorod und Danzig bis Marseille und Lissabon: daß sich der Ruhm ihrer Fähigkeiten rundsprach und schon Hugo van der Goes für Florenz malte, wie noch Rubens für Paris, van Dyck für Genua und London.

Doch dann kam der Rückschlag: kam im Barock, kam durch Katholizismus und Gegenreformation, die nun, nachdem die spanische Gefahr politisch glücklich abgewehrt war, einen französischen Einfluß in das Land ließen.

Eine französische Werbekraft stand auf und überholte nicht nur die flämische in der Welt, sondern brach auch das flämische Wesen im eigenen Lande.

Zwar trennte Holland sich ab, fand im Protestantismus die Kraft, wenigstens vorübergehend den Kampf gegen England auf den schmalen Streifen seines allzu kleinen Landes zu nehmen, und baute immerhin Amsterdam auf, wie es Rembrandt hervorbrachte; doch Flandern selbst trat zurück, unterwarf sich mehr und mehr dem französischen Einfluß, ließ sich von Louis XIV. des Artois und des halben Hennegau, schönster Städte wie Lille,

Arras und Valenciennes berauben, die durch alte flämische Gewerbe berühmt waren; ließ seine berühmteste Kunst, die Malerei, in die französische übergehen und gab schon ein paar Jahrzehnte nach van Dyck, der bereits im weltmännischen Auslande gestorben war, nachdem ihm das bürgerliche Flandern nicht mehr genügt hatte, seinen nächsten großen Sohn und Künstler, Watteau, an Frankreich ab, zur Verherrlichung des Rokoko.

Dieser französischen Werbekraft, die im 17. und 18. Jahrhundert wirklich auf Kultur beruhte, stehen wir in Belgien heute wieder gegenüber, obwohl die französische Kultur auch hier längst zu einem Vorwande für französische Politik geworden ist.

Die Franzosen haben während der großen Revolution Belgien erobert und hernach unter dem dritten Napoleon nochmals erobern wollen: sie haben, als sie damals in das Land kamen, die Kirchen des frommen Volkes ausgeraubt und geschändet, haben Tempelställe der Vernunft aus ihnen gemacht, die Brügger Kathedrale niedergerissen, die fürstlichen Standbilder vom Brügger Rathaus gestürzt und mit den Kunstwerken, die sich wegschleppen ließen, ihre neuen leeren Museen gefüllt: aber die französische Werbekraft ist bis heute geblieben.

Sie ist nicht deshalb geblieben, weil es nun gerade die wallonische Bevölkerung gewesen wäre, die sich ihrer in besonderem Eifer bemächtigt und mit besonderem Nachdruck selbst bedient hätte; im Gegenteil, die wallonische Bevölkerung, als Unterschicht, als soziale Rassenschicht, ist viel zu proletisch-minderwertig und helotisch-unselbständig, viel zu ungebildet und auch bildungsunbedürftig, um Politik und Kultur unter sich werben zu lassen.

Aufgenommen und weiterverbreitet wird die französische Werbekraft vielmehr ausschließlich von Brüssel, von der belgischen Gesellschaft, von der großstädtischen Bevölkerung, von dem katholischen Klerus, von der französischen Presse, von allen jenen Elementen, die entweder alte und fertige Kulturformen gallisch-lateinischer Prägung für die höchsten halten, oder aber praktisch-literarisch im Lande und über das Land hinaus einer Weltsprache bedürfen, in der sie sich ausdrücken und verständigen können — wie denn die französische Werbekraft von niemand mehr bestätigt

und gerechtfertigt erscheint als von den bekannten belgischen Verfassern, die eine französische Dichtung in Belgien gegründet haben und dabei selbst meist nicht nur von flämischem Namen und Blut, sondern auch nach wie vor von ganz germanischer, mystisch-lyrischer Mentalität sind.

Dieser französischen Werbekraft steht nun die flämische Bewegung gegenüber, die in Gent ihren geistigen Sitz hat, die sich nicht, was sie könnte, auf eine rassen- und sprachverwandte deutsche Werbekraft, welche hinter ihr steht, zu stützen sucht, die vielmehr eine reine Binnenbewegung ist, aber immerhin die Zahl und die Verwurzelung für sich anführen kann: die vier Millionen Flamen wider drei Millionen Wallonen, Franzosen, Brüsseler stellt, den ganzen schönen und gesunden Norden des Landes wider den mehr und mehr angehöhlten des Südens, den Bauern und den Fischer wider den Industriearbeiter — und die altkulturell und altdeutsch nur insofern ist, als sie sich bei der Verteidigung von Sprache wie Heimat nach wie vor auf die große flandrische Vergangenheit als auf die größte geschichtliche Erinnerung des belgischen Menschen bezieht.

Wie sehr diese flämische Bewegung eine Sache des Volkes, nicht der Gesellschaft ist, das erfahren wir heute im Felde, wenn wir in der flämischen Landschaft von einfachen Leuten durchweg mit einer Freundlichkeit aufgenommen werden, die auf der gemeinsamen niederdeutschen Verständigungsmöglichkeit beruht; die sich freilich auch auf manchen gebildeten Flamen erstreckt, dessen flämische Bildung mit unserer deutschen Bildung verwachsen ist; und die für beide Teile, Flamen wie Deutsche, vielleicht noch einmal fruchtbar werden kann.

In der Tat ist die flämische Bewegung, das germanische Bewußtsein, das sich in ihr und durch sie unwillkürlich erhalten hat, ein nicht nur ethischer, ein fast schon politischer Glücksfall in der Zwangslage, in der wir uns nun einmal befinden: zu Belgien und zu den Belgiern in irgendeine Stellung kommen zu müssen, in der sich — gleichgültig zunächst, in welcher künftigen staatlichen Form — leben läßt.

Das gab es einst im Elsaß nicht, auf das man jetzt gern mit schreckendem Vergleiche hinweist; dadurch unterscheidet sich die belgische Zwangslage von der elsässischen Zwangslage, in die wir vor vierundvierzig Jahren gerieten: die Elsässer konnten sich

nicht auf eine eigene germanische Sondervolklichkeit berufen, die in ihren kulturellen Leistungen zuzeiten größer als die mütterliche des Reiches gewesen war, und die Elsässer, die sich überhaupt auf Kultur beriefen, wollten damals fast durchweg Franzosen sein oder scheinen; in Belgien dagegen, das ist festzuhalten, sucht über die Hälfte der Bevölkerung von sich aus und mit dem Triebe des flandrischen Bodens und der flämischen Sprache den germanischen Rassenanschluß.

Dann freilich, und darüber hinaus, müssen wir uns völlig klar darin sein, daß auch die flämische Bewegung niemals selbst und von sich aus zu einer deutschen Bewegung werden kann: daß die flämische Bewegung regional und idealistisch ist, wie die welfische, wie manche süddeutsche Stimmung und Strömung, die erst über schwere geschichtliche Umwege der großdeutschen Zusammenfassung gewonnen wurde.

Es wird einmal die Kraft des so vielfach dualistischen Deutschtums sein, daß es alle deutschen Stämme in fester An- oder Eingliederung, aber bei freier innerster Sonderdurchbildung mit sich vereinigt, die eigentümlichen Werte derselben vielleicht sogar erst durch die Zusammenfassung herausholt und herausstellt.

Doch die Kraft zu dieser Zusammenfassung muß vom Deutschtum selbst ausgehen: von einer deutschen Werbekraft.

Wirtschaftlich ist diese Werbekraft in Belgien längst vorhanden und wirksam; wirtschaftlich folgt das Leben Belgiens, wie dasjenige Hollands, und ganz unabhängig vom Politischen, von den staatlichen Grenzen, längst demjenigen des mächtigen Hinterlandes Deutschland; wirtschaftlich ist Antwerpen längst eingestellt in die Reihe der großen Seestädte und Handelsplätze, die über Amsterdam und Rotterdam nach Bremen und Hamburg reichen und die in ihrer Gesamtheit die Geschäfte des Kontinents, soweit sein Gesicht zum Norden und zur Nordsee gekehrt ist, zu erledigen haben; wirtschaftlich wird gerade die Zukunft von Antwerpen davon abhängen, ob es Anteil und welchen Anteil an jener umgekehrten Kontinentalsperre nehmen wird, die bestimmt ist, den Egoismus von London zu bändigen und aus England zu machen, was es ist — eine Insel, die zunächst nur sich selbst angeht.

Wirtschaftlich wird diese Werbekraft im Ernst nicht bestritten werden können; die Macht der Tatsache, daß nun einmal Deutschland, nicht Frankreich, das arbeitende und übervölkernde Deutschland, nicht das rentnernde und entvölkernde Frankreich, das von der Geschichte gewollte Hinterland Belgiens ist, wird immer mächtiger sein als die Zuneigung, die Menschen, welche selbst gar nicht Franzosen, kaum Romanen sind und nur Französisch sprechen, zu bloßen französischen Lebensformen verspüren — ganz abgesehen von der nationalen Unfähigkeit des Franzosen zu so gründlichen, notwendigen und weitausholenden Aufgaben der Unternehmung, wie Belgien sie stellt.

Und da Belgien in dieser Weise, mit und ohne sein Zutun, ein geschichtlich-wirtschaftlicher Posten für uns ist, die belgische Gesellschaft aber die geistige Werbekraft Deutschlands ablehnte, als sie sich für die französische entschied, so werden wir nicht folgerichtiger sein können und, weil Politik nun einmal die Kunst der Folgerichtigkeit im Völkerleben ist, auch nicht politischer handeln können, als wenn wir in unserer wirtschaftlichen Werbekraft einsetzen, die deshalb nicht undeutsch und ungeistig zu sein braucht.

Der Wahn, der in abgebundenen Köpfen, niemals in vollkommenen Menschen zu hausen pflegt, daß die Kultur allein die Politik eines Volkes sichern, sie durchsetzen und das allgemeine Völkerleben idealistisch regeln könnte, flog mit diesem Kriege wieder einmal jäh und grausam auf: Griechenland ist einst an diesem Wahn zugrunde gegangen, Deutschland wäre gleichfalls zugrunde gegangen.

Kultur folgt der Politik, aber geht ihr nicht voran, und erst auf diesem Umwege kann der Geist eines Volkes hoffen, wofern er sich nicht selbst opfern will, und das Volk dazu, zu den Völkern zu dringen.

Die Belgier wissen, wenn wir von deutscher Musik absehen, die auf sie zu wirken pflegt, in ihrer Summe von deutscher Kultur nicht das geringste; wir werden ihnen also nicht mit Schiller und Goethe kommen, die außerdem jedem zur Verfügung stehen, der das Bedürfnis nach ihnen verspürt — zumal wir mit den Belgiern durch den „Egmont“ längst so verbunden sein sollten, wie wir mit den Schweizern durch den „Tell“ tatsächlich verbunden sind.

Aber wir werden den Belgiern im Leben nahen: dort, wo ihr Freiheitsbegriff, den sie mit den Schweizern als große Ver-

gangenheit teilen und den wir ihnen durch unsere Dichtung gestaltet haben, im Wirklichen verwurzelt ist: in unserem Staatsbegriff werden wir diesen Freiheitsbegriff verwirklichen, den die Romanen längst unter der revolutionären Suggestion in anarchistischer Libertinage verlodderten; den auch England nicht mehr besitzt, seitdem es seinen Konservativismus liberal und seinen Liberalismus konservativ karikierte; der dagegen auf der militärisch-politischen Basis Preußens, der ethischen Kants, der metaphysischen Hegels die größte, die einzige nach außen wirkende Kultur ist, die Deutschland geschaffen hat.

Wir werden den Belgiern durch die Macht des modernen Lebens, das von der Arbeit in Deutschland ausgeht und sich mit der Arbeit in Belgien von selbst verbindet, am Leben und an der Arbeit nachweisen, daß der Freiheitsbegriff der Franzosen, der schon in ihrer eigenen Geschichte gerade nur für ihre Revolutionierung ausreichte, heute völlig wider den Willen des modernen Menschen wie Staates gerichtet ist; daß er überflüssig und schädlich ist; daß er unzeitig ist.

Und wir werden, wiederum durch die Arbeit und das Leben gestützt, die von uns ausgehen, den Freiheitsbegriff dagegen setzen, der bei uns das Leben wie die Arbeit regelt, und der nicht Willkür ist, sondern Gesetz.

Dann aber wollen wir abwarten, in dem Vertrauen, daß die Entwicklung immer der Leistung folgt, ob die modernen Menschen Deutschlands und die modernen Menschen Belgiens nicht in neuer Geschichte so zusammengehen werden, wie sie einst in alter Geschichte zusammengegangen sind.

III.

„Die Ostsee sollte den Ostseevölkern gehören. Der Tag wird kommen, an dem aus dringenden geistigen und wirtschaftlichen Gründen zu den großen politischen Programmen, nach denen Ideologen wie Praktiker den territorialen Besitzstand der Nationen endgültig regeln möchten, auch das Ostseeproblem tritt. Unterirdisch, wie ein geheimes Fernbeben, mit den huschenden Imponderabilien von Völkerstimmungen, aber auch mit den wachsenden Ponderabilien von Staatsumwälzungen, rollen sich die geschichtlichen Probleme über die Erde hin ab. Wenn eines gelöst ist, dann erhebt sich am entgegengesetzten Ende der Welt alsbald ein anderes, an das bis dahin kaum jemand dachte, obwohl es in den örtlich-staatlichen Verhältnissen längst vorbereitet war. So wurde das Dilemma von Marokko über den Konflikt von Tripolis schließlich bis zu der Balkankatastrophe geleitet. Aber auch dieser Stoß dürfte weitergegeben werden, nicht in Österreich, wie man gehofft hat, sondern in Rußland, das ihn weit unmittelbarer in seinen Breiten empfängt und in seinen Längen zu verspüren haben wird."

Ein Deutscher am 29. März 1913.

Auch Rußland kämpft, um für sein Ich und über sein Ich hinaus Kraft in der Welt zu erwerben: für Allrußland, für die slawische Idee, für das allslawische Weltreich auf Erden.

Und mehr als jedes andere Land oder Volk kämpft Rußland um diese Werbekraft als solche, als geistigen Ausdruck, als mystischen Rassebesitz: um das Vertrauen, das ihm die vielen kleinen slawischen Nationalitäten bewahren sollen, die ihm vom Schwarzen und vom Adriatischen bis zum Baltischen und zum Weißen Meere westeuropäisch vorgelagert sind und deren Einbeziehung die Herrschaft des Panslawismus, die Verwirklichung aller russischen Wünsche, die Erfüllung aller großöstlichen Hoffnungen bedeuten würde.

Zwar sind es nicht durchweg slawische Völker, die das russische Volk in diese allslawische Rechnung einstellt: die Griechen sind

darunter, die als Rasse allerdings längst slawisiert wurden, aber in ihrer Idee nach wie vor hellenisch blieben; die Bulgaren, die seit dem Balkankriege mehr und mehr ein turanisches Bewußtsein entwickeln, das ihrer wahren Abstammung entspricht; die Rumänen, die sich auf lateinische Klassizität berufen — und es ist sicher der erste Bruch, der durch die allrussischen Zukunftsabsichten geht, daß zwischen Moskau und Konstantinopel, zwischen Kiew und Athos diese geschlossene Kette von Völkern sich lagert, die zwar durch Rußland einst befreit wurden, die aber heute vor allem ihre nationale und staatliche Selbständigkeit wollen, ohne daß die religiöse, durch die Orthodoxie nahegelegte Gemeinsamkeit mächtig genug wäre, auch eine politische Gemeinschaft zu verbürgen.

Aber die Serben und die Tschechen, die Slowenen und Slowaken Österreichs sind wirklich Slawen, von denen vor dem Kriege wenigstens Teile und Kreise in Rußland die große sarmatische Mutter geliebt, jedenfalls Rußland als die große schützende Macht ausgespielt haben, der man innerlich angehörte und der man, zum mindesten in der Drohung, eigentlich auch äußerlich angehören müßte — während nun der zweite Bruch, der durch die russischen Absichten geht, die Enttäuschung sein wird, die Rußland allen, die auf Rußland bauten, notwendig bereitet, wenn es besiegt wird.

Diese Enttäuschung ist nicht ohne eine menschlich-volkliche Berechtigung, die in diesen Völkern selbst liegt: denn dem russischen Massivvolke stehen hier slawische Individualvölker entgegen, die sich durch junge Nationalanwartschaft oder auch — wenn man die Polen hinzunimmt, die mit in diese Gruppe slawisch gehören, obwohl sie katholisch von ihr getrennt sind — durch alte Kulturüberlieferung den Russen überlegen fühlen.

Rußland hat die Macht und die Masse voraus und auch die Breite des Raumes und die Tiefe der Seele: sie aber haben vor Rußland die Gliederung, die leichtere Beweglichkeit voraus und einen näheren und günstigeren Anschluß an die Weltstraße, wenn nicht gar, wie die meisten Slawen Österreichs, bereits den unmittelbaren Anteil an ihr.

Die Breite und die Tiefe kann den Russen niemand nehmen: Tolstoi und Dostojewski wenden sich durch das Allmenschliche im russischen Menschen an jeden, der ihnen naht: ihre geistige Sendung ist allmenschlich, indem sie allslawisch ist.

Aber an Masse büßt Rußland und mit ihm das Slawentum, das Rußland für sich in einen Anspruch der Rasse und des Geistes nimmt, in dem Grade ein, wie es an Macht einbüßt, und gerät, wenn es diesen Krieg verliert, zugleich in Gefahr, seinen Einfluß und seine Werbekraft auf dem Balkan genau so wie in Österreich zu verlieren: die kleineren slawischen Nationalitäten erkennen, daß das, was Schutz sein wollte, Anmaßung war, daß es aufgedrungene Bevormundung war und wahrscheinlich auf Vergewaltigung hinausgelaufen wäre.

Genau wie Bulgaren, wie Rumänen, wie Griechen heute vor allem Bulgaren, Rumänen, Griechen sein wollen, wird der Serbe, dem Rußland nicht helfen konnte, sich nunmehr ganz auf sein Serbentum zurückziehen und werden die Slawen Österreichs nur und nichts anderes als österreichische Slawen zu sein wünschen, denen der wirtschaftliche und geistige Anschluß an die große Europalinie Hamburg—Berlin—Wien—Budapest—Konstantinopel mehr bietet, als ihnen das ferne Staats- und Verkehrsungeheuer Rußland je bieten könnte.

Ja, je länger dieser Krieg in die Dauer wächst und je tiefer der Stoß, den Rußland von außen empfängt, sich in seinem Innern fortsetzt, gerät Rußland in die weitere Gefahr, auch die eigenen slawischen, slawisch durchsetzten oder auch nur slawisch benachbarten Randvölker zu verlieren, die von Beßarabien über die Ukraine bis Polen reichen und die im Norden, unter wieder anderen slawo-deutschen und finno-germanischen Rasseverhältnissen an das Baltikum und damit an unseren deutschen Kulturkreis stoßen, dessen geistiger und volklicher Machtbereich unser Problem ist.

Das Ostseeproblem ist uralt.

Es hat schon vorgeschichtlich bestanden, als die nordische Erobererschicht sich allenthalben über die ainohafte Unterbevölkerung warf und sich in wilden und frühen Heerzügen der Wanderung, Eroberung, Ausrottung entscheiden sollte, welche Rasse von nun an die Menschen dieser Gegenden dauernd und vorherrschend nach sich bestimmen werde. Damals wurde der Ostseemensch ein germanischer Mensch, wurde hell und hoch, trotz dunkler Einschläge, die sich sogar in Schweden, trotz untersetzterer Zwischen-

formen, die sich in Deutschland erhielten. Und gelöst wäre das baltische Problem wohl für jede politische Zukunft gewesen, wenn nicht in den weiten und entlegenen östlichen Gegenden, in denen die Rasse der Unterbevölkerung nicht minder zurücktrat, die Sprache derselben weitergelebt hätte, als Preußisch oder Wendisch, als Kurisch, Masurisch, Livisch, Litauisch, Lettisch, Estnisch und Finnisch. Damit erschien die Zugehörigkeit dieser Länder von der Natur selbst zunächst noch umstritten zu sein.

Später, als in Livland, wie man den Südostrand des Baltikums zusammenfassend nannte, die lübischen Kaufleute, die deutschen Ordensmeister, die rigischen Erzbischöfe ihr Werk getan hatten, als deutschbürgerliche und deutschritterliche Unternehmung und deutschchristlicher Glaube hier verbreitet worden waren, kam diese äußerste Mark, die Deutschland je besessen hat, unter die Reichshoheit, die für die Balten schon von den Staufern ausgesprochen und ihnen noch von den ersten Habsburgern bestätigt worden ist.

Nur hat das Reich, das in Italien festgelegt war, in einer Zeit, als es noch so viele drängende ungelöste deutsche Probleme in seiner unmittelbaren Reichsmitte gab, lombardische, welfische und auch schon österreichische Probleme, hier oben im Norden seine Macht niemals ausgeübt, hat sich immer nur seines fortwährenden Anspruches auf das Land verwahrt, wohl auch mit Versprechungen von Reichshilfe und Drohungen an Gegner diesen Kronbesitz zu schützen und zu stützen gesucht: doch wie die Arbeit am Baltikum wesentlich von diesem selbst geleistet war, so fiel ihm auch seine Verteidigung selbst zu, sobald die Zeit kam, da man gegen diese „Vormauer des Heiligen Reiches Deutscher Nation" ernstlich anrannte.

Politisch, zeigte sich, war das Ostseeproblem noch nicht gelöst: und nur geistig gab es in diesen selben Jahrhunderten eine Lösung, die nicht mehr zurückgenommen werden konnte: denn es waren die Jahrhunderte der Hansa, als der Einfluß des deutschen Kaufmannes, aber auch derjenige des Baumeisters und Handwerkers wie nach Brügge und Antwerpen so nach Riga und Reval reichte.

Damals freuten sich die Menschen und Städte der Ostsee dieser mächtigen Kultureinheit, die namentlich von Lübeck ausging: alle lebten von ihr, alle lebten für sie, geistig, wirtschaftlich, künstlerisch: noch heute stehen als Zeugen dieser Macht, der

weitesten, die das Deutschtum je nach Osten ausgeübt und sichtbar hinterlassen hat, die roten und grauen Kirchen der baltischen Seestädte, in denen sich die Backsteinarchitektur von Wismar und Stralsund, von Danzig und Königsberg fortsetzte, und gleichen erkalteten Flammen am Strande, Zeichen von Stein, mit denen damals die bekehrte oder angesiedelte Bevölkerung, nicht nur im preußischen Ordenslande, sondern bis tief ins Lettische und Estnische hinein, die christliche Botschaft wesentlich als deutsche Kultur von Stadt zu Stadt weitergab.

Aber die Hansa brach zusammen, weil sie selbst so gar nicht staatlich war, weil hinter ihrer kommerziellen Macht keine politische stand: und mit dem Zusammenbruch dieser bürgerlichen Seegeltung, die so leicht als eine kaiserliche Seegeltung von dem Deutschen Reiche zu stützen und zu schützen gewesen wäre, wenn es nur damals ein Deutsches Reich von einigem maritimen und kolonisatorischen Ehrgeiz gegeben hätte, tauchte dann sofort das Ostseeproblem wieder hoch.

Wie England und Holland in der Nordsee um den Vorrang kämpften, so kämpften hier Dänen, Schweden und Polen und schließlich, mit nachdrängender Gewalt, auch die Russen um die Länder selbst, die von Deutschland nur beansprucht, nicht eigentlich besessen worden waren: die Seestädte fielen der jeweilig vorherrschenden Seemacht zu; kaum ein Menschenalter lang erhielt sich Riga noch als freie deutsche Reichsstadt, um polnisch, und wieder ein Menschenalter später gleich Reval und Pernau schwedisch zu werden; und schließlich, in demselben 17. Jahrhundert, in dem weder Schweden noch Deutschland die Schwächungen durch den Dreißigjährigen Krieg verwunden hatten, wurde der Kampf, über Dorpat, das als Binnenstadt zuerst bedroht und gefährdet gewesen war — bis auf das südlich entlegene Kurland, das noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts seine Freiheit behielt — vom Lande her zugunsten Rußlands entschieden.

Der Augenblick kam, da der finnische Sumpf Ingermanlands den ehernen Reiter trug; da der schwankende Boden fest und hart wurde wie der Wille Peters des Großen; da Petersburg gegründet war, die holländisch-italienische Stadt, die zwar nicht Russen gebaut hatten, von der aus aber dem russischen Volke eine neue Bestimmung und Zukunftsgeschichte vorgeschrieben werden sollte.

Der Schatten Karls XII. dagegen verschwand in den Nebeln der Ostsee: freilich wie Gespenster und Gespensterfahrer verschwinden — bis sie, von einer anderen Seite her, wiederkommen.

Denn die Lösung, die das Ostseeproblem auf diese Weise gefunden hat, ist nicht endgültig.

Sie könnte es sein, wenn die Russen ein meerfähiges Volk wären, aber sie sind es nun einmal nicht und werden es niemals werden — die Russen sind, als Mushiki, kaum ein Volk des Spatens, bescheidenster bäuerlicher Arbeit, die gerade genug einbringt, um die Familie zu ernähren, sonst aber unruhig, unzuverlässig und unwirtschaftlich — oder aber sie sind, als Kosaken, wozu sie der tatarische Einschlag gemacht hat, ein Volk des Pferdes, auf dessen Rücken eine innere Grenzenlosigkeit, die der äußeren entspricht und die das Steppenland seinen Menschen mitgeteilt hat, sich körperlich ausrasen läßt.

Aber ein Volk des Ruders sind die Russen nicht: sie sind es auch nicht durch Wanderung und Anpassung geworden, wie es so oft geschieht, daß Rassen ihren Charakter nach dem Himmelsstrich ändern, in den sie geraten: wie Hirtenvölker in verkehrsreichen Städten und Gegenden zu Kaufleuten, wie Reitervölker in fruchtbarem Tieflande zu Viehzüchtern und Ackerbauern und wie Landvölker an Brandung und Dünung wohl auch zu Seevölkern werden.

Der Körper des Russentums schiebt sich nur über die Ebene wachsend weiter: und höchstens in Sibirien, wo den Russen erschwerte und ungewisse Lebensbedingungen erwarten, unter denen er sich notwendig behaupten muß, wird er pionierhaft aktiv und eifrig, während er in Rußland lethargisch, mystisch und träge bleibt.

In Rußland ist der Warägergeist längst erloschen, den einst die Ruricksöhne über die Ostsee trugen, und mit dem sie, durch die Herrschaft, die sie ausübten, auch Ordnung und Tätigkeit unter die Slawen brachten: Peter der Große, der die Unfähigkeit seiner Russen zu allem erkannte, was Energie und Organisierung voraussetzt, suchte das alte Warägische mit Gewalt aufrechtzuerhalten, indem er einen Befehl aus ihm machte; und tatsächlich wirkte es in dieser Zwangsform, die sich mit Bildungsehrgeiz verband, noch eine Weile weiter; noch in den Paladinen der

großen Katharina glauben wir ihn zu verspüren — aber dann wurde der Paladin zum russischen Beamten des 19. Jahrhunderts, zum westlerisch-liberalen oder zum reaktionär-slawophilen Bureaukraten, vielleicht in seiner ansehnlicheren Ausgabe zum Gouverneur eines der vielen unterworfenen Länder, zu denen auch das Baltikum gehört, und nahm jedenfalls im Polizeimenschen jeglichen Zuschnittes, der nur noch auf dem Schemel und mit Verfügungen zu herrschen verstand, genau so kleinliche Züge an wie einst der Eroberer, der Heerführer, der russische Teilfürst, die ersten und alle bedeutenden Zaren grausam zwar und hinterlistig, aber auch großartig und großzügig gewesen waren.

Die Beziehung zum Meere entartete vollends: es waren noch die Zaren, aber es waren nicht die Russen, die das Baltikum eroberten: und es waren beide, die dann nichts für das Land taten.

Wenn trotzdem die baltischen Provinzen die einzigen gepflegten Provinzen sind, die der russische Staat besitzt, dann verdanken sie dies ihrer eigenen Bevölkerung, nicht der näheren oder ferneren Regierung: der Staat unterdrückte eher die Arbeit der Balten, ihren ständischen und städtischen Ehrgeiz, ihren Wunsch und Willen, aus dem Lande ein rühmliches Etwas zu machen, als daß er sie förderte; wie er die Landesuniversität Dorpat brach, so ließ er die halbe Millionenstadt Riga verkümmern, in der genau wie in Petersburg nicht vorwiegend Russen, sondern Balten, Deutsche, Polen, Belgier, Engländer ihre Geschäfte haben und die russischen Geschäfte leiten; zog Steuern aus ihr, aber tat nichts für sie; nichts für die übrigen Städte; nichts für das Land.

Das Baltische Meer, diese See der Unternehmung, hat deshalb dem Slawentum niemals wirklich gehört: hat ihm charakterologisch nicht gehört, weil die Slawen ein Volk sind, das nur wächst, aber nichts arbeitet und unternimmt, und schon deshalb kein Seevolk.

Der innerste Grund liegt hier, warum Rußland jenen Ausgang zum Meere gar nicht oder nur in einem ganz bescheidenen Ausmaße nötig hat, den man einer arbeitenden und unternehmenden Rasse allerdings niemals auf die Dauer vorzuenthalten vermag, den dagegen Rußland an dieser baltischen Stelle heute nur polizeipolitisch besitzt und dessen es völkerpsychologisch wie nationalwirtschaftlich gar nicht bedürfte.

Der Russe selbst weiß, wenn er ins Baltikum kommt, daß er hier Eindringling ist und in Kreise nicht gehört, denen das Land alles verdankt, während es Rußland nichts verdankt: er weiß, daß der Staat, den er vertritt, die natürliche Entwicklung des Baltikums nur aufhält und daß die Russifizierungsversuche, die Petersburg durch seine Agenten betreibt, dem Lande nicht nützen, sondern schaden: er weiß vor allem, wenn er selbst Beamter ist, daß seine Ansprüche, die im Verkehr mit dem eigenen kindlichen und demütigen Volke angebracht sein mögen, bei dieser entwickelteren und bewußteren baltischen Bevölkerung dagegen vollkommen unangebracht sind, ja daß seine persönliche Arbeit weit besser, schneller, sicherer von Balten erledigt werden könnte; und zwar jeglicher Nationalität, deutscher, estnischer oder lettischer Abstammung; wofern man ihnen nur gestattete, für ihr Land öffentlich tätig zu sein.

Der russische Mensch, der von Natur ein gütiges und menschenfreundliches Wesen ist und der nur eines nicht verträgt: daß man ihm Macht gibt — er verwandelt sich darüber, wie freilich überall in Rußland, das seinen Beamten eine so unverhältnismäßige Machtstellung gibt, und natürlich doppelt auf diesem vorgeschobenen baltischen Posten, auf dem fortgesetzt Vorstöße gegen ein anderes nationales und kulturell höheres Bewußtsein von den russischen Beamten verlangt werden, in einer merkwürdigen und unheimlichen russischen Charakterentartung zum typischen und typisch unangenehmen Tschinownik; während der russische Bauer, den die Regierung in einzelnen Exemplaren zwangsweise oder lockweise in das Baltikum verpflanzt hat, um die eingeborene Bevölkerung russisch und rechtgläubig zu durchsetzen, als der Vertreter einer noch ganz primitiven Ackerwirtschaft zwischen dieser hochentwickelten Gutswirtschaft baltischer Landwirte, in der er sich als selbständiger Kolone behaupten soll, gar nichts mit sich anzufangen weiß.

Doch politisch hält Petersburg die Hand auf dem Lande, und hält mit ihr die russische Ostseeherrschaft in den baltisch-finnischen Gewässern künstlich aufrecht: durch seine Flotte, die freilich mehr ein angedeuteter Machtausdruck als ein wirkliches Machtmittel des russischen Staatsgedankens, aber immerhin vorhanden ist — denn Schiffe lassen sich schließlich bestellen, wenn sie und solange sie von Bündnissen bezahlt werden.

Doch der Flottengeist fehlt, wie der Handelsgeist fehlt: das Navigare necesse fehlt.

Ein russischer Seemann ist ein Widerspruch in sich, wie es ein russischer Unternehmer ist.

Das Meer will den Russen nicht.

Und das Baltikum will auch die Orthodoxie nicht: die innere Macht, durch die Rußland vielleicht religiös ersetzen könnte, was ihm an Recht auf äußere Macht politisch wie kulturell fehlt.

Die Ostsee ist nun einmal nicht mystisch: weil sie längst mythisch ist: und weil sie heute obendrein protestantisch ist.

Der Sprach- und Rassenscheide, welche zwischen Rußland und dem Baltikum nicht nur in den alten deutschen Städten, sondern rings um das baltische Binnenland bis zum Peipussee gezogen ist, entspricht die konfessionelle Scheide, die durch den Glauben der Menschen geht und die das Gefühl der einen gen Byzanz, das Bewußtsein der anderen gen Norden gerichtet sein läßt.

Ja, diese nordische Geistigkeit, die das baltische Gestade schon vor Jahrtausenden mit in die eddische Zugehörigkeit aufnahm und die in geschichtlicher Zeit hier die Bevölkerung das lutherische Bekenntnis in einer reinen und frischen bäuerischen Strenge annehmen ließ, die sie mit den skandinavischen Völkern teilen: sie ist auch die helle und harte Gewalt der Gemüter, die alle diese baltischen Völker, so Deutsche wie Letten und Esten, in einer Einheit erhält und in dem Gegensatz dieser Einheit zu derjenigen der russischen Orthodoxie zusammenschließt.

Das Baltikum kann nie russisch werden, weil es protestantisch ist: weil dort, wo es sich aus der sarmatischen Ebene gegen die Küste abhebt, die orthodoxe Werbekraft endet.

Im Baltikum danken noch die Menschen wie Kinder ihrem Gott, daß er sie nicht orthodox gleich dem Russen auf die Welt hat kommen lassen; und der slawische Lette dankt ihm so, wie der fenno-germanische Este, wie der goethisch gebildete und schillerisch durcherzogene Deutschbalte.

Die orthodoxen Kirchen, die byzantinischen Kuppeln, die orientalischen Wahrzeichen, die von der russischen Regierung hier

erbaut und dem Lande aufgezwungen worden sind, entstellen die Stadtbilder, schänden Reval, wie sie Helsingfors schänden, und tun es nicht nur deshalb, weil sie architektonisch schlecht und schematisch sind, sondern weil sie fremd und künstlich bleiben: wider den Geist.

Ebenso wird der Pope, der in Rußland seinen slawischen Stil hat, in dieser baltischen Umgebung zu einer geistlichen Karikatur, die man haßt: geistig haßt.

So schaltet der Russe, obwohl er staatliche Instanz ist, aus Gründen, die in ihm selbst liegen, aus dem Lande und den Problemen des Landes, das er beherrscht, wieder aus: das Russentum bleibt im Baltikum Kolonie, die sich absondert, weil sie sich gemieden fühlt und von der baltischen Gesellschaft wie von der baltischen Bevölkerung abgelehnt und nach Möglichkeit übersehen wird.

In dieser Ablehnung des Russen, die Sache der bloßen Witterung wie des äußersten Bewußtseins sein kann, sind Deutschbalten, Esten und Letten durchaus einig.

Das Baltische ist das Gemeinsame, das alle Volkheiten des Baltikums miteinander teilen, welcher Rassenabstammung sie sein mögen, und das nur der Russe, der so ganz Rasse für sich ist, wie er Kultur und Religion für sich ist, niemals mit ihnen teilt.

Aus politischen Gründen, aus Trotz und Aufbegehren gegen die vorherrschende Stellung der Deutschen, die im Gegensatz zu derjenigen des Russen nicht scheinbar, sondern wirklich verwurzelt und altüberliefert im Lande ist, haben Lette wie Este sich wohl geneigt gezeigt, sich eher den Russen als den Deutschen zu verbünden; und sie haben vorübergehend eine Politik getrieben, deren Hintergedanke war, daß dann, wenn mit Hilfe der Russifizierung die Vormacht des Deutschtums im Baltikum gebrochen sein werde, es ein leichteres sein müsse, das eigene estnische oder lettische Nationale herrschend an die Stelle von beiden, Deutschtum wie Russentum, zu setzen, sobald sich bei irgendeiner künftigen Besitzverschiebung im Ostseebecken, wie sie alle Jahrhunderte zu geschehen pflegt, die Möglichkeit ergeben sollte, aus einer derartigen geschichtlichen Erschütterung nationale Vorteile für sich zu ziehen — eine Rechnung, die wenigstens in dieser Richtung inzwischen von der Geschichte durchstrichen worden ist.

Auf deutscher Seite bedauert man heute den falschen Konservativismus namentlich des Adels und der Geistlichkeit, deren

patriarchalische Gewöhnung in einer Zeit, da man von Russen im Baltikum überhaupt noch nichts wußte, und da auf dem Lande Gutsherren und Geistliche, Verwalter, Pächter, Küster, Lehrer, in den Städten Kaufleute und Handwerker ausschließlich Deutsche waren, die einzige und so nie wiederkehrende Gelegenheit versäumt hat, die Bauern- und Fischervölker der Letten und Esten beizeiten zu germanisieren, wie etwa in Deutschland die Preußen germanisiert worden sind.

Namentlich die Kuren, Liven, Esten hätte man übergangslos und unterschiedslos einfügen können, diese nächsten Rasseverwandten der alten Preußen, deren besonderer baltischer, fenno-wendischer, slawo-normannischer Rasseboden dem norddeutschen so ähnlich ist, daß noch heute die Letten als die unmittelbare Fortsetzung der preußischen Bevölkerungslinie wirken und typologisch die Mischbevölkerung von Livland derjenigen der Mark Brandenburg, in Riga derjenigen von Berlin auffallend nahesteht.

Hier hätte die Germanisierung schon vor siebenhundert Jahren erfolgen müssen, damals, als Orden und Hansa, die ersten deutschen Ritter und die besten deutschen Kaufleute, im Lande erobernden Fuß faßten, und als gerade die gefügigen Liven und Letten sich den Eroberern anschlossen und im Bunde mit ihnen gegen die starreren Esten sich wendeten.

Aber noch mehr ist zu bedauern, daß diese letzteren sprachlich verloren gingen, weil sie blutlich, trotz ihrer turanischen Abstammung, durch die Eroberwellen, die sich von Schweden aus immer wieder über dieses nordöstliche Gestade des Baltikums ins Russische bis hinunter zu Pontus und Caspium warfen, längst germanisiert waren; und weil es sich hier um ein persönliches Volk handelt, um ein wertvolles Volk mit eigenem Nationalepos, wie die Finnländer, ein echtes Volk des Nordens mehr, über das wir uns freuen sollen, wenn wir es auf der Erde besitzen.

Typologisch glaubt man an der Küste dieser Ostsee, die so viele Volkstümer in einer Rasseneinheit zusammenschmilzt, friesische Fischer vor sich zu sehen: hohe Menschen mit gelbem, blondem, weißhellem Haar, von der unbestimmten Farbe des Flachses, den die Esten anbauen, und mit einem graublauen Blick von der Farbe des Meeres, wie das Auge der Robben, der Tiere der Ostsee, die aus ihrer Tiefe so viel Kühle, so viel Norden heraufholen.

Und geistig, künstlerisch, stilgeschichtlich war Sprache, Mythe, Phantasie der Esten ganz skandinavisch durchsetzt: ihr derbes und schönes Bauernornament gehört mit in den Stilkreis der Schweden; im Kalewipoeg, der von der mythischen Natur des Nordens wie von seiner alliterierenden Sprache voll ist, und der nur hier oben entstanden sein kann, streiten die Nordlichtgeister wie in der Edda; auch hier ficht der Himmel; Allvater wandert durch die Welt; auch sie haben ihr Sonnenwendfest.

Und doch ist vielleicht wichtiger, heute, da wir vor dieser Tatsache geschichtlich stehen, daß sich in einer Zeit, in der im Süden der europäischen Welt die Völker immer mehr ihre romantische Farbe verlieren, im Norden überhaupt noch Völker von mythischer oder sonst charakterhafter Eigentümlichkeit ursprünglich erhalten haben, die auf diesem Umwege ihren völkerpersönlichen Anteil an der modernen Kultur nehmen können, die so wesentlich eine nordische Kultur sein wird.

Die Letten mit ihrer größeren Beweglichkeit und kaufmännischen Begabung sind das geschaffene Stadtvolk.

Die Esten dagegen, in ihrem kargen, hartnäckigen, eigensinnigen, aber auch verschlossenen und ernsten, uns norddeutsch charakterverwandten Volkstum, sind das geborene Bauern- und Fischervolk.

Das Baltikum, und das Deutschtum hinter ihm, kann beide gebrauchen; nun mögen sie ihr nationales Sonderbewußtsein entwickeln, mögen sie die Kulturform ihrer eigenen Volklichkeit suchen, die sie in starken Ansätzen, welche nicht zu leugnen noch auszumerzen sind, bereits gefunden haben, im Bau von Theatern und Volkshäusern, zu Reval und Dorpat, zu Riga und Pernau, in einem modernen baltischen Anschluß an die moderne finnische Architektur, mit der sie durch das Meer, die Rasse und den Himmelsstrich verbunden sind.

Voraussetzung ist nur, daß Letten wie Esten in dem allgemeinen baltischen Zusammenhange bleiben, der ihre Kraft, der ihre Bestimmung ist, und der sie in den ewigen Gegensatz zu dem Russentum setzt, das allein ihre geistige und damit auch ihre volkliche Selbständigkeit bedroht.

Und wissen müssen sie, daß dieser baltische Zusammenhang zugleich deutscher Zusammenhang ist; daß sie selbst ihren Aufstieg dem baltischen Deutschtum verdanken, von dem sie, als sie noch

Urvolk waren, nicht ausgerottet worden sind; das sie später, zunächst in einzelnen Persönlichkeiten, dann in der Masse durch Erziehung sozial und intellektuell aufsteigen ließ, und mit dem sie sich heute über alle Gegensätze hinweg schon wegen der gemeinsamen Stirnstellung gegen das Russentum verständigen müssen — genau so, wie in Finnland die Gegensätze zwischen der schwedischen und der finnischen Partei zurückgestellt wurden, als sich beide in einem gemeinsamen finnländischen Bewußtsein zu dem ihnen aufgedrungenen Kampf gegen Rußland verbanden.

Die Esten und Letten haben ihre Jugend, ihre Unverbrauchtheit, ihre Sprödigkeit, die Rauheit, Zäheit heraufkommender Völker für sich.

Die Deutschen dagegen haben das Recht ihrer alten Kultur voraus, der siebenhundertjährigen Arbeit, die von ihnen in diesen ausgedehnten baltischen Ländern geleistet und mit der ein ursprünglich ödes Gebiet in ein gepflegtes und ertragfähiges umgewandelt wurde: wirtschaftlich haben sie das Baltikum auf eine Höhe der Besiedlung und Bebauung gebracht, die heute Kurland, Livland und Estland als ein natürliches Glied und Stück Deutschlands wirken läßt, das sich über Ostpreußen hinaus nach Rußland hinein fortsetzt; und geistig haben sie in dieser langen Zeit alle Wandlungen der deutschen Kultur mitgemacht und aufgenommen und als vorgeschobene Vertreter des Westens in dem sonst so zurückgebliebenen Osten verbreitet: die Formen der Gotik, die Neuerungen von Reformation wie Renaissance, und schließlich auch noch die Ideale des deutschen Klassizismus, an dem sie sich selbst durch die Beziehungen des Baltikums zu Hamann, Herder und Kant und durch die Gestalt Reinhold Michael Lenzens unmittelbar beteiligten.

Schon sprachlich werden die Esten und Letten ohne das Deutsche nicht auskommen können: neben dem Deutschen wird das Estnische und Lettische lediglich seine nationale Geltung haben, die eine lokale ist, weil Esten und Letten, ähnlich wie bei uns die Friesen an der Nordsee, denn doch als Volk zu klein sind, um Werte von übernationaler Wichtigkeit hervorzubringen, und ganz gewiß nicht die Aussicht besitzen, sich auch im internationalen Weltverkehr als Nationalität durchzusetzen.

Deshalb war es — die Zeit ist heute vorüber — ein Widersinn, und war eine Selbstschädigung dazu, als Esten und Letten die deutsche Sprache zu sperren versuchten: dieselbe deutsche Sprache,

die ihre nächsten Nachbarn und Rasseverwandten, Finnen und Schweden, mit besonderem Eifer zu erlernen pflegen, weil sie von ihrer größeren Lebens- und Welterfahrung aus wissen, daß die Nationalitäten des Baltikums sich auf eine gemeinsame Verständigungssprache einigen müssen, und daß diese Sprache nur die des mächtigsten unter allen anrainenden Staaten, des handelstüchtigsten Ostseevolkes und des bedeutendsten Schrifttums sein kann: Deutschlands.

Das Deutsche ist nun einmal die Ostseesprache, ist die alte Hansasprache, deren Bedeutung heute, mit der steigenden Weltstellung und wachsenden Seegeltung des Deutschtums, auch im Ostseebecken wieder zunimmt und weit ausholt.

Das Baltikum gehört nun einmal den Deutschen, geistig wie wirtschaftlich: allen Balten mit Ostseebewußtsein, allen Menschen des nordischen Gedankens.

Und den deutschen Balten, die einen so wertvollen Besitz in deutscher Sprache und nach deutschem Recht durch siebenhundert Jahre für uns bewahrten und verwalteten, sollten wir heute nicht vergessen, daß sie in dieser langen Zeit die einzigen Deutschen gewesen sind, so Adel wie Bürgertum und Handwerkerschaft, die von allen Deutschen, welche wir je an Ausland und Umland abgaben, das Deutschtum nicht aufgegeben, sondern sich in ihm behauptet haben.

Die Ahnen dieser deutschen Balten waren einst unsere ersten Kolonisatoren: Säer und Ernter aus dem großen Geblüte Heinrichs des Löwen, niedersächsische Männer von einer preußischen Entschlußkraft, lange bevor es den preußischen Staatsnamen gab.

Die Enkel sind Kolonisatoren geblieben, ob Orden, ob Hansa zusammenbrach und kein Deutschland, kein Brandenburg ihre Wirksamkeit stützte, sie vielmehr in ihrer Ferne und Abgeschnittenheit, im Wirbel der nordischen Kriege, im Erwehren dänischer, schwedischer, polnischer und schließlich russischer Eingriffe und Angriffe auf die eigene zähe Unentwurzelbarkeit angewiesen blieben.

Noch im 19. Jahrhundert haben sie, weit früher und besser als die Russen in Rußland, ihre Bauernprobleme, Leibeigenschaftsprobleme, Volkserziehungsprobleme organisatorisch gelöst und schließlich, als sie zum ersten Male in ihrem Deutschtum bedroht wurden, den Widerstand, der politisch nicht möglich war dafür kulturell, gesellschaftlich, geistig organisiert.

Und noch heute, da wir selbst wieder einen kolonisatorischen Willen in die Welt hinausgesandt haben, sind sie vorbildhaft für uns, zumal im fernen Osten, in der slawischen Entwicklungsrichtung, die allein, wenn wir von den weiten und neuen orientalisch-türkischen Möglichkeiten absehen, für Ausdehnung und Ansiedlung in dem unmittelbaren Zusammenhange mit Deutschland noch offen liegt und frei steht.

Wir haben uns in den letzten Jahren wohl gefragt, nach welchen Grundsätzen wir als Deutsche nun kolonisieren sollten? Nach denen der Engländer? Oder nach welchen sonst?

Nach denen der Balten, können wir antworten, die unter konservativem Regime ihre Lande einst patriarchalisch und großzügig behandelten, entwickelten, fruchtbar machten, während die Engländer unter der liberalen Marke nur tyrannisierten und aussaugten.

Und wir hoffen, nach den kolonial-politischen Überseeerfahrungen dieses Krieges, nach der Erkenntnis, wie doch natürliches Wachstum eines Volkes nicht über Meere springen darf, sondern vor allem in einem Anschluß an das Mutterland sich ausbreiten muß, daß es im Baltikum selbst geschehen wird, das noch immer den Raum für Kolonen und Kolonisatoren in breitestem Ausmaße bietet: unter den gleichen Klima- und Rasseverhältnissen, unter denen Preußen seine große geschichtliche Arbeit geleistet hat, die sich auf der ganzen Erde nur an dieser einen baltischen Stelle organisch fortsetzen läßt.

Schon deshalb sollen die Balten, wenn es jetzt um den Boden, der ihnen durch Arbeit gehört, zu einem letzten Kampf kommt, der diesmal nur als Befreiungskampf oder im Vernichtungskampf enden kann, ihre Heimat nicht verlassen, wie man ihnen hin und wieder schwächlich anrät und nahelegt: sollen vielmehr, wie dies ihre alte, mannhafte Art ist, abermals in dem Schicksale ausharren, in dem sie mit uns, aber auch wir mit ihnen, nunmehr verbunden sind.

IV.

Alles Völkerwachstum will Gleichgewicht und Gerechtigkeit.

Um dieses Völkerwachstum kämpfen die Völker, wenn sie für ihre Werbekraft kämpfen; und nur ein Ausgleich, der durch einen Krieg wirklich vollzogen wurde, kann in der Welt und in der Weltgeschichte nicht mehr rückgängig gemacht werden; nur ein solcher Ausgleich kann nach dem Kriege eine Grundlage für Weiterentwicklung sein.

Die Werbekraft, die politisch richtig geleitet wird, soll deshalb nicht wahllos Gebiete einzubeziehen suchen, die von einer längst abgeschlossenen früheren Entwicklung noch übriggeblieben sind: sie soll vielmehr solche Gebiete aufsuchen, in denen sich neue Geschichte wirklich verwurzeln kann.

Es wäre Romantik, wenn wir Reiche in Grenzen wieder herstellen wollten, nur weil sie diese Grenzen früher einmal besessen haben; vielmehr ändert sich innerhalb der einen und ewigen Bestimmung, die ein Volk hat, seine zeitliche Form fortwährend: Rückgriffe, wie die großlateinischen, neukeltischen, alldeutschen Bestrebungen sie fordern, sind Spielerei mit Geschichte, aber kein Gebot der Geschichte.

Es ist romantisch, wenn ein neues Wachstum in alten Wachstümern einsetzt, wenn wir Fahnen hissen, wo wir sie einst strichen, wenn wir ausrufen können: hier standen wir einmal, hier stehen wir wieder! Aber es ist nicht notwendig.

Notwendig ist vielmehr, daß jegliches Wachstum, das von einem Volke angesetzt wird, sich aus dem Innern desselben vollzieht, und auch dort, wo es als ein Äußeres aufgenommen wird, in einem Zustande des Gleichgewichts einbezogen wird, der eine einseitige Überbildung ausschließt und jede Vermehrung mit einer Vermehrung der Gegenkräfte beantwortet.

Es wird unser Ziel in Europa sein, uns kräftig genug und im Ausgleich unserer eigenen Gegensätze zu erhalten, um dereinst den Kontinent, die Rasse des Kontinentes, die Kultur des Kontinentes gegen fremde Machtansprüche zu verteidigen, von denen

der englisch-französische im Belgikum, der russische im Baltikum bereits geltend gemacht wurden und denen, wenn wir in Deutschland nicht mitteleuropäisch fest bleiben, dereinst asiatische und amerikanische Machtansprüche folgen werden.

Deshalb müssen wir in Deutschland, wenn wir an der einen Stelle industriell und westeuropäisch zunehmen, an der anderen Stelle agrarisch und osteuropäisch wachsen; deshalb müssen wir hier den Katholizismus, dort den Protestantismus stärken, die nun einmal, auch in der volklichen Naivität, die dazu gehören mag, kirchengläubig zu sein, unsere beste Verteidigungskraft gegen die Banalität des liberalen Atheismus an der romanischen, gegen die sterile Primitivität und Stupidität der massiven Orthodoxie an der slawischen Grenze ist; deshalb müssen wir, je weiter wir die Organisierung und Individualisierung moderner Lebensdinge treiben, selbst ein Massiv uns bewahren, aus dem wir diese Dinge in eigener Unerschöpflichkeit zu formen vermögen; müssen, je sozialer und demokratischer wir werden, uns desto patriarchalischer zu erhalten suchen; je evolutionistischer wir sind, desto konservativer bleiben.

Es sind die Beziehungen, es ist der Austausch der Beziehungen, in denen wir von unserer zentralen europäischen Stellung aus zu Belgikum wie Baltikum stehen, die in so natürlichem Wachstum zur Rechten und zur Linken aus uns hervorgegangen zu sein scheinen, wie sie selbst einander in ihren unterschiedlichen Werten vollkommen ergänzen.

Es handelt sich dabei nicht so sehr um das Land, als um die Menschen des Landes: um politische Erhaltung und Verstärkung der geistigen oder wirtschaftlichen Zugehörigkeit, die schon immer bestand.

Das Belgikum hat seine eigenen Menschen, wie es seine eigene Wirtschaftlichkeit hat: es lebt von sich selbst, aber auch über sich hinaus, und ist für uns vor allem der Vorposten an der Nordsee.

Das Baltikum dagegen kommt uns unmittelbar in seinen Menschen zugute: in dem geistigen Bewußtsein der Ostseedeutschen, nach dem es zu uns gehört, wie uns seine Wirtschaft genau mit jenem Bruchteil zu ergänzen vermag, den wir zu unserer Selbsternährung noch brauchen — ganz abgesehen von dem außerordentlichen Menschenmaterial der zwei Millionen Esten und Letten,

die es gibt, nebst der einzigen Möglichkeit, auch noch die gleichfalls zwei Millionen an russischen Binnendeutschen, Wolgaschwaben, Kaukasusbauern aufzunehmen, für die alle das Baltikum Platz hat.

„Menschen achte ich vor den größten Reichtum," so hieß es im Zeitalter der Pöplierungspolitik. Völker achten wir für den größten Reichtum, muß es in dem Zeitalter der Rassenpolitik heißen.

Es ist der neue Gesichtspunkt: und wenn wir ihn auf Flamen wie Balten anwenden, wenn wir uns gleichzeitig erinnern, daß Menschen, nicht Länder die Geschichte machen, daß Völker die Mittel zu den Zwecken der Kulturen sind, dann werden wir auch erkennen, daß dieser Gesichtspunkt mit seinen Maßstäben von Auslese, Brauchbarkeit, Rassetüchtigkeit, die er anlegt, so materialistisch er scheint, in seinem Wesen doch geistig ist, und insofern, als er junge, gesunde und unverbrauchte Völker in irgendeiner Weise dem eigenen Volkstum zuzuführen sucht, auch geistespolitisch.
